

Frank Goyke

Fritz Reuters dritter Fall

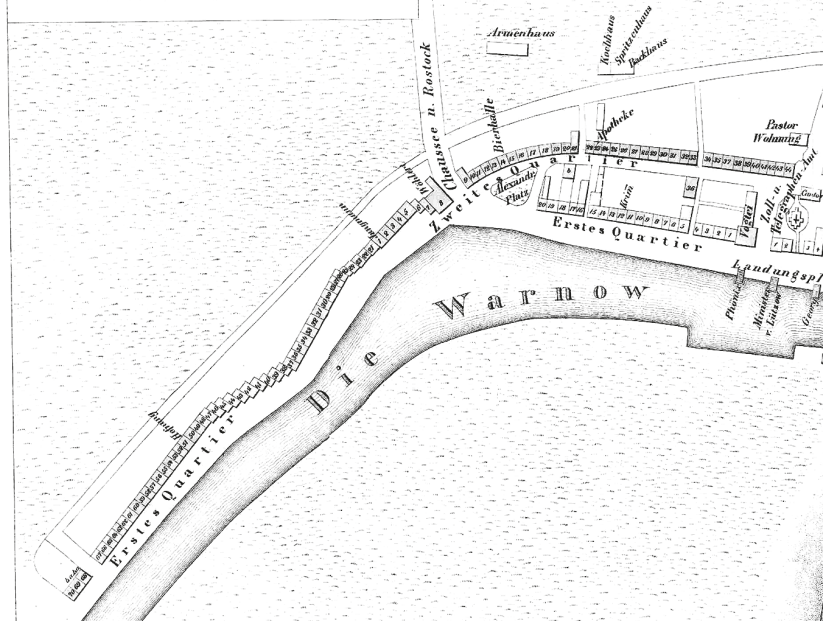
NAPOLI

am Alten Strom

HINSTORFF

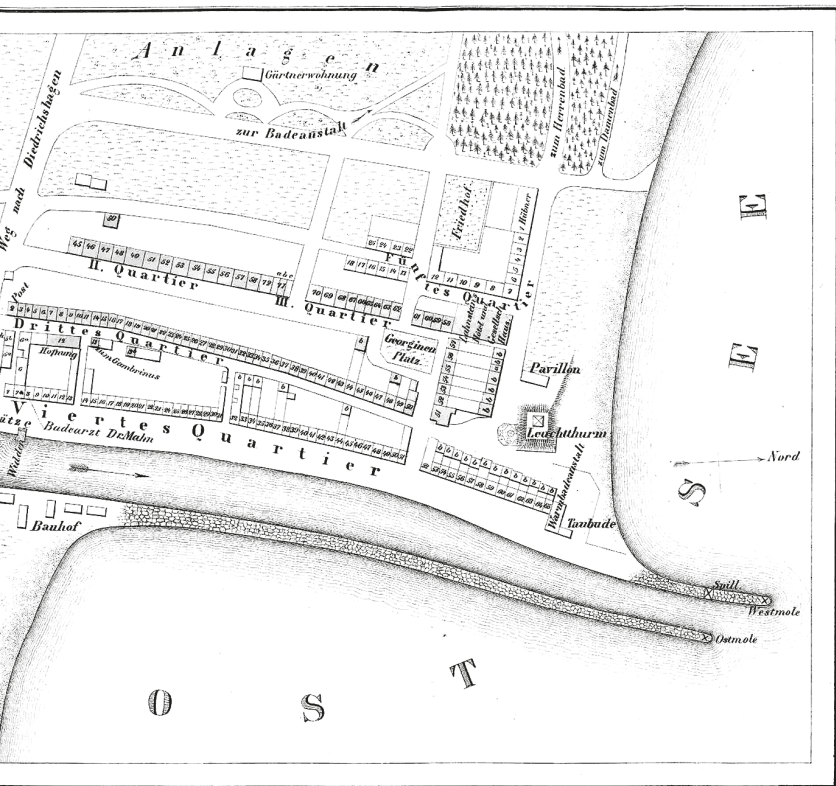
WARNEMÜNDE

Maafstaf $\frac{1}{4800}$ d. n. G.



Entworfen u. gez. v. H. Thulsen u. P. Willner.

Hinstorff'sche Verlagsb.



uchhandlung. Rostock.

Der dritte Fall des norddeutschen Schriftstellers Fritz Reuter – »Napoli am Alten Strom« – ist wie die beiden Vorgängerkrimis eine fiktive Geschichte. Viele der handelnden Personen haben zwar tatsächlich zu Reuters Zeiten in Warnemünde und Rostock gelebt, spielten jedoch wohl keine Rolle in einer »Criminal-Angelegenheit«. Einige Protagonisten, ihre Lebensumstände und Verwandtschaftsbeziehungen sind rein literarische Erfindungen. So hat es in Warnemünde tatsächlich einen Gasthof Burmeister gegeben (heutiges Hotel Am Alten Strom), aber der Reeder und der Privatdozent Burmeister sind erdachte Figuren und haben mit dem Hotelier gleichen Namens nichts zu tun.

Der Roman enthält Zitate aus dem »Radetzkymarsch« von Joseph Roth, aus »Der Gattopardo« von Giuseppe Tomasi di Lampedusa, aus »Garibaldi« von Émile Tersen, aus der Autobiografie »Aus meinem Leben« von Julius Wiggers sowie aus »Franz Ludwig Catel – Italienbilder der Romantik«. Da es sich um ein belletristisches Werk handelt, wurden die Zitate nicht gekennzeichnet.

Die Nachdichtung des Gedichtes von Giacomo Leopardi stammt vom Autor. Die Übersetzung der Textstellen von Lamartines »Graziella« nach der deutschen Ausgabe des Manesse-Verlags.

Dank gilt dem vom Museumsverein Warnemünde e.V. betriebenen Heimatmuseum Warnemünde für die Bereitstellung des Covermotivs sowie der historischen Karte Warnemündes.

Erstes Kapitel

Freitag, 22. Juni 1860

›Immer mehr dampfende Ungetüme drängen in unser Leben«, dachte der Mann und verzog den Mund zu einem spöttischen Lächeln. Er hatte den Blick flussabwärts gerichtet, zur Mündung, aber weder sie noch das Meer, in das sich der recht breite Strom ergoss, konnte er sehen. Mit der Personenpost und der Eisenbahn war er von Dassow gekommen, dem Flecken an der Grenze zum Fürstentum Ratzeburg, wo sein Schwiegervater vom Ruhegeld lebte und immer hinfälliger wurde. Die Postwagen wurden dort noch von Pferden gezogen, die wieherten und Hafer fraßen, die Eisenbahnwaggons hingegen von Dampftrössern, die Kohle verzehrten. In einer illustrierten Zeitschrift hatte der Mann bereits Dampfmaschinen für die Chaussee gesehen; der menschliche Erfindergeist brütete immer wieder etwas Neues aus und nannte es Fortschritt.

Dieser Fortschritt ächzte und fauchte, er stieß Rauchschwaden aus und klapperte metallisch, auch auf der Warnow – hier in Gestalt des Raddampfers PHÖNIX. Der kam aus Warnemünde und befand sich gerade auf Höhe der Schiffswerft und Maschinenfabrik von Wilhelm Zeltz und Albrecht Tischbein, die von einer rauchenden Esse überragt wurde. Über das Wasser drang das Geräusch von Hämmern, die auf Metall niedersausten, denn auf der Werft wurden auch eiserne Dampfschiffe gebaut.

An der Koßfelderbrücke, einer Landungsbrücke am Hafen, warteten an die drei Dutzend Personen auf den Dampfer. Es handelte sich um Männer, Frauen und Kinder verschiedener Stände: Bürgerliche und Dienstboten, Kaufleute und Badegäste, Familien und Einzelpersonen. Die Kinder waren aufgeregt. So eine Dampferfahrt war nichts Alltägliches, vor allem nicht für Sprösslinge aus Gegenden, in denen die Landratten siedelten. Eine Familie, die zu Badeferien nach Warnemünde fuhr, stammte wohl aus Berlin – die Eltern und die Söhne von vielleicht sieben und neun Jahren bemühten sich um ein betontes Hochdeutsch, aber das Dienstmädchen, das sie begleitete, berlinerte so waschecht und laut, dass es die Aufmerksamkeit der Einheimischen auf sich zog. Auch diese beiden Knaben waren in ständiger Unruhe, obwohl es in der ungeliebten Hauptstadt des ungeliebten Preußens ebenfalls Dampferfahrten gab.

Etwas abgesondert von der wartenden Menge und näher an der Kaikante standen vier bürgerlich gekleidete Herren, bei denen es sich anscheinend um Freunde oder gute Bekannte handelte. Alle trugen dunkle Jacketts sowie Westen, die goldene Uhrketten zierten, wobei man der Wahrheit die Ehre geben muss: Jede dieser Ketten bestand aus vergoldetem Messing. Trotzdem machten sie etwas her. Außerdem hatten sie enge Hosen aus ebenfalls schwarzem oder grauem Tuch an, an den Füßen schwarze Schuhe oder Stiefelletten und auf dem Kopf schwarze Bowler, auch Melone genannt. Die Herren waren also durchaus gewählt, aber nicht zu ele-

gant gekleidet, sodass sie nicht aus dem Rahmen fielen, denn auch andere Männer unter den Wartenden ähnelten ihnen in ihrem Aufzug.

»Wann warst du zum letzten Mal in Rostock, Fritz?«, fragte einer der Herren den neben ihm stehenden Mann, den er um Haupteslänge überragte. Auch er war schlank, während sich der Bauch des Kleineren beachtlich wölbte.

Fritz Reuter, ein Freund aus Studienzeiten, der es inzwischen zu einigem literarischen Ruhm gebracht hatte, schaute ihn von der Seite an. »Im vergangenen Jahr«, erwiderte er, »aber nur auf der Durchreise. Ich habe im Hotel Sonne übernachtet und nicht viel von der Stadt gesehen.«

Der größere und schlankere nickte. Reuter fand ihn vor der Zeit gealtert. Nicht nur war sein dünnes, über den Kopf gekämmtes Haar ergraut, sondern auch der Backenbart und der üppige, nach unten gezwirbelte Schnurrbart, der ihm ein melancholisches Aussehen verlieh. Aber war das ein Wunder? Julius Wiggers, inzwischen gewesener Theologieprofessor, hatte mehrere Jahre im Kerker verbracht, weil er angeblich an einer Verschwörung teilgenommen hatte; eine Anklage, über die man inzwischen in ganz Deutschland den Kopf schüttelte. Darüber hinaus hatte er seine bürgerliche Existenz verloren, schlug sich mit Artikelschreiberei durch und war doch noch nicht einmal 50 Jahre alt.

»Rostock und seine Industrien wachsen im Schnecken-tempo, aber sie wachsen«, bemerkte ein weiterer Herr aus der Gruppe. Es war der jüngere Bruder von Julius, der Advokat Moritz Wiggers, ebenfalls ein Opfer des Rostocker

Hochverratsprozesses, der ihm viel Lebenszeit und den Beruf geraubt hatte. Auch er war, zumindest aus Reuters Perspektive, relativ hochgewachsen. Sein Haupthaar war nicht so licht wie das seines Bruders, wenn auch die hohe Denkerstirn und andere Attribute recht schnell erkennen ließen, das es sich um Geschwister handelte. Sein Schopf und der ebenfalls breite und dichte Schnurrbart waren noch schwarz, wenn sich auch bereits graue Strähnen zeigten.

»Man könnte es auch so ausdrücken«, sagte der vierte im Bunde, der ebenfalls ein Angeklagter und Verurteilter im Hochverratsprozess gewesen war. »Während die Universität sinkt, steigt die Industrie. Und seit wann sinkt die Universität, die bald im Tal der Bedeutungslosigkeit versunken sein wird? Seitdem sie allein dem Landesherrn untersteht. Und wem verdanken wir das allmähliche Steigen der Industrie? Dem bürgerlichen Gewerbefleiß. Nicht nur unsere Stadt, sondern unser Vaterland sinkt infolge der faulen Fürstenmacht und steigt durch den bürgerlichen Geist. Daraus ergibt sich leicht, was geschehen muss, damit es nur noch steigt.«

Reuter war überzeugt, dass diese kleine Rede nicht verbittert wirken sollte, und doch klang sie so. Auch dies kein Wunder: Der Mann, der gesprochen hatte, war Karl Türk, und seinetwegen hatte sich das Quartett überhaupt versammelt. Türk war viele Jahre ordentlicher Professor für Geschichte an der Universität gewesen, zuvor hatte er an der Juristischen Fakultät gelehrt. Reuter, der inzwischen selbst zugab, ein Bummelstudent gewesen zu sein, hatte in den

Jahren 1831 und 32 bei ihm Vorlesungen in Juristischer Enzyklopädie gehört, wobei die in seinem Geist hinterlassenen Spuren nicht sehr tief gewesen waren. Karl Türk war der älteste der Anwesenden. Die Jahre im Gefängnis mussten ohne Zweifel schrecklich gewesen sein, vor allem die Ungewissheiten der jahrelangen Untersuchungshaft in Bützow. Viel tiefer getroffen hatte auch ihn das unwiderrufliche Ende der Karriere. Der leidenschaftliche Hochschullehrer war nicht nur aus dem Universitätsdienst entlassen, ihm war auch die Pension gestrichen worden.

Seitdem ist er ein toter Mann, hatte Julius Wiggers in einem Brief an Reuter geschrieben. *Äußerlich lebendig, aber innerlich vernichtet!*

Professor Türk sah in Rostock keine Zukunft mehr und würde die Stadt demnächst verlassen, um zu seinem Sohn nach Lübeck zu ziehen. Noch einmal wollte er einen Kreis von Freunden um sich scharen, um Lebewohl zu sagen. Reuter stand also eine traurige Abschiedsfeier bevor, zum Glück war es aber keine Totenfeier. Wobei – nach Wiggers' Worten zu urteilen, in gewisser Weise doch. Zu allem Überfluss befanden sich auch die beiden Brüder unter einem finsternen Himmel, hatten sie doch am 4. Mai, also vor etwa sechs Wochen, ihren Vater verloren, der an jenem Tag im 83. Lebensjahr verstorben war. Dies war zweifellos ein beachtliches Alter, aber der Tod kam fast immer zu früh.

Der Raddampfer schickte sich an, am Kai des Rostocker Hafens anzulegen. Das Klappern der Maschine war ohrenbetäubend.

»Das Geräusch des PHÖNIX ist allen Warnemünder Badegästen wohlbekannt«, meinte Moritz Wiggers mit einem Schmunzeln. »Sie schwören Stein und Bein, der Dampfer würde ›Tellerlecker, Tellerlecker‹ sagen – oder vielmehr scheppern.«

Drei Dutzend Passagiere verließen das Schiff. Einige von ihnen mochten die erwähnten Badegäste sein, die sich die Hansestadt anschauen wollten: Bei ihnen trugen die Männer häufig helle Jacketts und Hüte, die Frauen Sommerkleider und die Kinder weiße Kleidchen; Strohhüte zeigten, dass man sich nonchalant gab. Aber es waren auch Männer dabei, die offenbar Geschäfte in Rostock hatten und die auf das seriöse Schwarz nicht verzichten mochten. Zwei von ihnen, die wie Kaufleute oder Ratsherren aussahen, trugen sogar Zylinder. In wenigen Minuten war der Dampfer von Reisenden entblößt. Der Einstieg begann.

Reuter und seine Freunde gingen als Letzte über die Planke. Der Dampfer gab ein langgezogenes Signal von sich, Reuter schaute auf die Uhr. In zwei Minuten würde es 2 ½ sein. Halb drei sollte der PHÖNIX den Hafen verlassen. Und tatsächlich, die Planke wurde eingezogen, und pünktlich nahm der »Tellerlecker« Kurs auf Warnemünde.

Der Warnemünder Landungssteg des Dampfers befand sich unmittelbar gegenüber der Vogtei. Auf dem Platz vor diesem steinernen Zeichen für die Herrschaft Rostocks über den Seeort standen zwei lange hölzerne Tische, umgeben von Klappstühlen. Zwei Stellwände aus Latten teilten den

Bereich nicht nur von der Nachbarschaft ab, sondern schützten auch vor Wind. Reuter wusste noch aus seiner Studienzeit, dass der Vogt für die Badegäste nicht nur ein Logis, sondern auch eine offene Wirtstafel unterhielt, allerdings war das Mittagessen längst vorbei. Die Bedienungen hatten schon die Tischtücher entfernt und begannen, die Stühle auf die Tische zu stellen, während ein einzelner Mann am Rande saß und auf jemanden zu warten schien.

Zwei Matrosen legten die Planke aus, die ersten Reisenden gingen von Bord, der Mann erhob sich. Er war nicht sehr groß und hatte die leicht gebückte Körperhaltung jener Menschen, die entweder an einer Erkrankung der Wirbelsäule leiden oder sich häufig über etwas beugen müssen, etwa wie der Uhrmacher über seine Arbeit oder ein Gelehrter über seinen Schreibtisch. Letzteres schien den Nagel auf den Kopf zu treffen, denn Reuters Begleiter schien ihn zu kennen.

»Was macht denn Doktor Burmeister hier?«, fragte Julius.

»Auch er möchte mich verabschieden«, sagte Türk, bevor er die Planke betrat. Vielleicht täuschte sich Reuter, aber er glaubte, einen säuerlichen Unterton zu vernehmen.

Doktor Burmeister kam näher. Angetan war er mit einem längst aus der Mode gekommenen Gehrock, einem hochgeschlossenen grauen Zweireiher. Seine Hose, ebenfalls grau, aber etwas heller, war mit schwarzen Streifen versehen, die schwarzen Lackschuhe sahen staubig aus. Reuter empfand die ganze Erscheinung als irgendwie staubig – oder besser wohl als glanzlos. Sowohl den umgebundenen wei-

ßen Kragen als auch den verwaschenen Binder, den grau-melierten Backenbart, das kaum vorhandene Haupthaar, sogar den Blick aus seinen grauen Augen. Burmeister hatte den Hut abgenommen und den Gehstock mit dem vergilbten Elfenbeingriff unter den Arm geklemmt. So begrüßte er zunächst Professor Türk und dann die Übrigen. Er wurde Reuter vorgestellt, und Reuter ihm. Burmeister war Historiker wie Türk und hatte eine Stelle als Privatdozent an der Universität inne.

Türk übernahm die Führung, wofür es keiner überragenden strategischen oder taktischen Fähigkeiten bedurfte, da Warnemünde nur über zwei Häuserreihen verfügte und man sich vom Landungssteg entweder nach links oder nach rechts wenden konnte – der durch angeblichen Machtmissbrauch seiner Stellung enthobene Professor ging nach links. Er lenkte seine und damit die Schritte der kleinen Festgesellschaft dem Rostocker Enn entgegen, wie man die Häuserzeile am Südende des Ortes nannte.

Dort befand sich das Etablissement des ehemaligen Kapitäns Hagedorn, wo der Abschied gefeiert werden sollte. Nicht, dass es in Rostock nicht auch Gasthäuser gegeben hätte – natürlich gab es welche, und ganz gewiss mehr als im Vorort. Hagedorns Haus war nicht einmal ein richtiger Gasthof, obwohl er auch an Badegäste vermietete, sondern er hatte die gute Stube kurzerhand für Ess- und Trinklustige geöffnet und stellte in der Saison ein paar Tische vor das Haus. Trotzdem hatte Karl Türk diesen Ort nicht ohne Grund gewählt. Alle Welt – respektive die bessere Gesell-

schaft – strömte zu Hagedorn, seitdem dieser von einer seiner letzten Fahrten einen Italiener mitgebracht hatte, der die Küche versah. Für Rostock und vermutlich für ganz Mecklenburg war das eine Sensation. Die Belesenen oder die Vielgereisten wussten natürlich, dass die langen dünnen Fäden aus Hartweizen Makkaroni hießen, und fast alle Fahrenden kannten sie auch, schließlich nannten sie die Italiener Makronifräters. Allerdings hatte man sie bisher nirgendwo in einem Gasthaus essen können. Inzwischen kannten auch Angehörige der niederen Schichten das Wort, auch wenn sie sich einen Besuch bei Hagedorn kaum leisten konnten. Man sprach davon, und auch in der Rostocker Zeitung hatte man darüber geschrieben. Allerdings sagten die Platt sprechenden Arbeiter, Dienstboten, Fischer, Bauern und Tagelöhner in der Regel Mackeronies. Oder eben Makroni – manchmal noch mit einem S am Ende, also Makronis.

Den Weg begrenzte linker Hand die Warnow, rechter Hand die Häuserreihe des I. Quartiers. Kaum zweihundert Meter hatten die Männer zurückgelegt, als er sich zu einem kleinen dreieckigen Platz erweiterte. Von diesem Platz ging eine breite, gepflasterte Chaussee in südwestlicher Richtung ab. Reuter hatte als Student manchen Tag an der Ostsee verbracht, um dem öden Jurisprudenz-Studium zu entfliehen; damals, vor mittlerweile allerdings fast 30 Jahren, hatte es diese moderne Straße noch nicht gegeben. Daher wandte er sich an Moritz Wiggers, der auf seiner Höhe ging, während sein Bruder neben Türk und Burmeister vorausschritt.

»Vor einem Jahr eröffnet«, sagte Moritz.

»Der Fortschritt ist wirklich unaufhaltsam«, meinte Reuter – übrigens nicht ganz ernst.

Karl Türk blieb stehen und drehte sich um. »Der Fortschritt der Industrien vielleicht«, sagte er. Ihm war Reuters leise Ironie entgangen. »Aber was unser politisches System angeht ... Die Fürsten und ihre Knechte verhindern selbst allerkleinste Schritte!«

»In beiden Mecklenburg gibt es noch Zünfte wie im Mittelalter«, fügte Julius Wiggers hinzu.

»Aber in Preußen existiert die Gewerbefreiheit bereits seit 1810«, warf Fritz Reuter ein. »Und seit zwei Jahren gibt es dort die Politik der Neuen Ära ...«

»... unter einem Regenten, der als Kartätschenprinz in die Geschichte der Revolution von 1848 eingegangen ist«, meinte Türk verbittert. »An dessen Händen das Blut von Aufständischen klebt. Aber ich räume ein, dass er die schlimmsten Auswüchse der Reaktion unter seinem Bruder beseitigt hat. Die Geisteskrankheit des Königs soll ja weit fortgeschritten sein. Auch ein Fortschritt!« Er grinste böse. »Ich kann nicht behaupten, dass mich sein Siechtum mit Mitgefühl erfüllt.«

Bei diesen Männern musste man immer damit rechnen, dass von jedem beliebigen Gegenstand rasch zur Politik übergegangen wurde. Das überraschte Reuter nicht im Geringsten. Ihm fiel auf, dass Doktor Burmeister nichts sagte. Vielleicht war er ein Stubengelehrter, die ja oft schüchtern sind.

Nur wenige Schritte hinter dem Platz und dem Gasthof Wöhlert hatten sie ihr Ziel erreicht. Auch vor das Haus des ehemaligen Kapitäns war eine Markise gespannt, die dem Schutz vor der Sonne diente, aber auch Regen abhalten konnte. Diese Schirmdächer gab es überall in Warnemünde, namentlich vor den Häusern, die vermietet wurden; viele Gäste verbrachten unter ihnen ganze Tage. Oftmals wurden sie mittels Seitenwänden und Vorhängen zu Zelten gestaltet, wie es auch bei Hagedorn der Fall war. So wurde quasi ein weiterer Raum geschaffen, den die Badegäste extra mieten mussten. Es war wie immer und überall: Mit dem Badewesen war Geld in den Fischerort gekommen, mit dem Geld der Geschäftssinn, mit dem Geschäftssinn die Raffgier.

Es empfahl sich, bei Hagedorn zu reservieren. Türk hatte es getan. Unter dem »Vorzelt« war bereits gedeckt. Allein ein Tisch für fünf Personen war aufgestellt und mit einem blütenweißen Tischtuch versehen worden, auf dem sich die Teller, die Bestecke und zweierlei Sorten Kristallgläser befanden. Eine junge Frau von Mitte dreißig war gerade dabei, auf dem Tisch ein Blumenbukett zu arrangieren. Sie trug die typische Warnemünder Tracht – ein langes Kleid, darüber eine Schürze und eine Haube auf dem Kopf – und wurde rot, als die Männer unter die Markise traten, so als hätte man sie bei etwas Verbotenem erwischt. Nach einem raschen Knicks entfernte sie sich in die Richtung, aus der die Gäste gekommen waren.

Kapitän im Ruhestand Gustav Hagedorn erschien. Er war weit in den Fünfzigern, aber noch eine stattliche Erschei-

nung, großgewachsen und schlank. Haar- und Barttracht folgten der Mode der Zeit, aber sein aschfarbenes Haupthaar glich eher einer kaum zu bändigenden Löwenmähne, der er nur mit Wasser und Haarfett einigermaßen Fasson zu geben vermochte. Der Blick seiner grünlichblauen Augen kündete von einer gewissen Härte, und seine Bewegungen ließen spüren, dass er zu befehlen gewohnt war. Seine Gäste jedoch begrüßte er untertänig, da er in ihnen wohl hochgestellte Persönlichkeiten vermutete. Davon sprach auch das Kärtchen mitten auf dem Tisch: *Reservation Herr Professor Thürk*. Über den Schreibfehler sah der Gastgeber gnädig hinweg.

Man nahm Platz. Hagedorn bediente selbst. Er schlug vor, zunächst eine italienische Gemüsesuppe zu sich zu nehmen, was auf Zustimmung stieß. Auch riet er zu einem leichten Weißwein von der Mosel, da er mit Weinen aus Italien noch nicht dienen könne. Auch hier erhob sich kein Widerspruch, allerdings wurde auch frisches, klares Wasser verlangt. Hagedorn runzelte die Stirn. »Sie bekommen selbstverständlich das Geforderte«, sagte er, »aber frisch und klar kann man unser Wasser nicht nennen. Es ist durch Eisenoxid und Humussäuren gelb gefärbt und riecht nach faulen Eiern – besonders bei Kindern verursacht es Leibweh und Diarrhöe, die sogenannte Warnemünder Krankheit.«

»Aber wenn die Kinder der Badegäste krank werden, kommen sie eines Tages nicht mehr«, sagte Reuter.

»Wir erhalten das Wasser jetzt in Tankwagen aus Rostock. Natürlich nur im Sommer, denn die Mägen der Einheimi-

schen halten viel aus. Aber frisch und klar kann man dieses Wasser auch nicht nennen, höchstens frischer und klarer. Ich empfehle stets eine Magenreinigung mit Koem. Aber Aquavit habe ich auch, direkt aus Dänemark importiert.«

Reuter wurde es warm ums Herz, doch Karl Türk wünschte die Brantweine und Liköre erst nach dem Essen.

Hagedorn brachte die Suppe, die er schwungvoll mit einem die Sprachen mischenden »Voilà, il minestrone!« servierte. Mit einer großen Schöpfkelle tat er auf. Reuter wusste, dass diese großen Schöpflöffel an Bord der Windjammern Politicus genannt wurden, er wusste aber nicht, aus welchem Grund. Die Herren banden sich die Servietten um, Reuter beugte sich über seinen Teller. In der rötlichen Brühe schwammen Kartoffeln, Bohnen, Karotten, Sellerie und Zwiebeln, anscheinend auch ein paar Knoblauchzehen. Keines dieser Gemüse war typisch italienisch, sondern sie kamen auch in Mecklenburg vor. Und selbst die kleinen Nudeln kannte Reuter, schließlich tischte ihm seine Frau auch hin und wieder eine Nudelsuppe mit Rindfleisch auf. Er probierte einen Löffel voll und wurde sofort den Unterschied gewahr: die Schärfe. Sie trieb einem nicht die Tränen in die Augen, aber sie wick doch erheblich ab von der bescheidenen Art, wie man die heimischen Speisen würzte.

Der Wirt ließ die Gäste eine Zeit lang allein. Alle aßen schweigend. Reuter warf einen verstohlenen Blick auf Doktor Burmeister, der bisher noch nichts gesagt hatte. Er hatte sich tief über den Teller gebeugt, was nicht gerade zu den

guten Umgangsformen zählte, nahm nur wenig Suppe auf den Löffel und schien sich unbehaglich zu fühlen – mochte er die Suppe nicht? Oder galt seine Aversion gar der ganzen italienischen Küche? Die man doch hierzulande kaum oder gar nicht kannte ...

Hagedorn kehrte mit einer Flasche Wein in der rechten Hand zurück, die er zunächst auf das Fensterbrett stellte. In der Linken hielt er ein Buch. Es war ein recht dünner Band, den er mit einiger Verlegenheit neben Moritz Wiggers' Gedeck auf den Tisch legte. Noch schwerer fiel ihm, seine Bitte auszusprechen, der Herr Doktor möge bitte ein paar freundliche Worte in das Werk schreiben.

Nun war es an Moritz Wiggers, verlegen zu sein. »Kein Doktor«, sagte er mit leiser Stimme. Dann bat er um Tinte und Feder, die der Wirt sofort zu holen versprach.

Alle schauten Moritz eine Erklärung heischend an, auch Burmeister.

»Soeben erschienen«, meinte der leicht bestürzte Verfasser, bevor er das Büchlein an Reuter reichte, der es aufschlug. *Die Nothwendigkeit einer gründlichen Reform der wirthschaftlichen Zustände in dem Hafenorte Warnemünde. Eine Vertheidigung der Rechte der Warnemünder Bürgerschaft vom geschichtlichen, staatsrechtlichen und volkswirthschaftlichen Standpunkte*, so lautete der Titel.

»Es betrifft ja Warnemünde«, sagte Reuter, dann gab er es an Türk weiter.

»Wohl deswegen möchte Hagedorn eine Dedikation«, vermutete Julius Wiggers.

»Wer schreibt, der bleibt.« Mit dieser Plattitüde meldete sich Burmeister erstmals zu Wort.

»Tja«, Julius schmunzelte, »dann bleibe ich wohl noch einige Zeit.«

»Sie schreiben derzeit an ...?«

»... einem Buch über meine Haftzeit.«

Erstaunlicherweise hatte Burmeister wieder nur Augen für seinen – inzwischen leeren – Suppenteller.

»*Vierundzwanzig Monate Untersuchungshaft. Ein Beitrag zur Geschichte des Rostocker Hochverratsprozesses*, so soll es heißen«, erklärte Julius. »Wenn meine Spannkraft anhält, wird es nächstes Jahr bei Springer in Berlin erscheinen.«

Burmeister war erstarrt. Was hatte dieser Mann nur? Hatte er auch Schlimmes im Gefängnis erlebt?

»Und Sie?«, wandte sich Türk an den versteinerten Gast.

»Woran arbeiten Sie, mein lieber Burmeister?«

Ein winziges Lächeln huschte über sein verbittertes Gesicht.

»Damit auch Sie bleiben?«

Der Angesprochene belebte sich. »Im Moment schreibe ich einen Aufsatz über Konradin von Staufen.«

»Ja, ich erinnere mich.« Türk klopfte Burmeister sacht auf die Schulter. »Sie forschen schon lange über die Staufer. Wie viel Zeit ist vergangen, seit ich Ihren Artikel über Friedrich Barbarossa las?«

Burmeister lächelte geschmeichelt. »Oh, wohl schon 15 Jahre.«

»So lange befassen Sie sich damit?«, wollte Moritz wissen.

»Ach, länger schon.« Das bleiche Gesicht des Privatdozenten bekam rote Flecke. »Wir sind doch alle für ein einzig deutsches Vaterland«, erklärte er. »Glänzende, herrliche Zeiten ... Träumt nicht jeder davon? Nun, es gab sie schon.« Vor Begeisterung überschlug sich seine Stimme.

Reuter hatte nicht erwartet, dass dieser Mann so leidenschaftlich werden könnte.

»Konradin ...«, murmelte Julius Wiggers.

»... der in Neapel enthauptet wurde«, fügte sein Bruder hinzu.

Inzwischen war Hagedorn mit Tintenfass, Schreibfeder und einem Blatt Löschpapier aus den Tiefen seines Hauses zurückgekehrt. Wenigstens den Namen der Stadt hatte er vernommen, denn er sagte: »Mein Koch ist in Neapel gewesen.«

»Nein!« Burmeister machte große Augen.

»Oh, doch. Sie müssten sich mal seine Geschichte erzählen lassen. Wenn wir wenig Gäste haben, lässt er sich manchmal dazu herbei. Es ist eine Geschichte ... wie ein Roman. Das meinen auch die Gäste. Wirklich unglaublich!«

»Wir sind gern bereit, sie zu hören«, sagte Karl Türk.

»Das geht nicht.« Hagedorn legte die Schreibutensilien auf den Tisch.

»Aber warum nicht?«

»Er muss doch kochen!«

Das Hauptgericht bestand aus den erwarteten »Makronis« mit einer ebenfalls recht scharfen roten Soße, in der Speck, Knoblauchstückchen und Zwiebeln schwammen. Zu dieser

Mahlzeit wurde ein roter Malvasier gereicht, und nach der Mahlzeit waren frische Servietten nötig.

Unter dem Einfluss des genossenen Weines taute Doktor Burmeister endgültig auf. Er kondolierte den Wiggers-Brüdern zum Verlust ihres Vaters, den er aus der Universität gekannt hatte: Oberkonsistorialrat Professor Gustav Wiggers war immerhin eine Institution der universitären Theologie und auch mehrmals Rektor gewesen.

Julius Wiggers schluckte heftig. Der Alkohol schien eine in ihm schlummernde Wut geweckt zu haben, denn auffahrend sagte er: »Ich danke Ihnen. Mein Vater könnte zweifellos noch leben und meine arme Mutter müsste nicht ohne Gattenliebe sein, wenn er nicht vor Gram um uns, seine Söhne, gestorben wäre.«

»Nun ja«, dachte Reuter, »aber im 83. Lebensjahr!«

»Sie meinen ...?« Burmeister senkte schnell den Blick.

»Unser Schicksal hat seine letzten Jahre überschattet! Auch die unserer Mutter natürlich. Seine Kinder unschuldig im Gefängnis – Sie verstehen, was das in ihm ausgelöst haben muss. Er hat sich ja auch an das Großherzogliche Ministerium gewandt ...«

»Die Traueradresse des Ministers von Schröter empfinden wir als besonderen Hohn«, sagte Moritz. »Dieser Mann, der als heimlicher Drahtzieher hinter dem Prozess steckte, hat sich herausgenommen, zum Ableben unseres Vaters zu kondolieren!«

»Minister von Schröter!« Karl Türk schüttelte traurig den Kopf. Reuter fand, dass er mit seinem linksgescheitelten

Haar und dem hohen Haaransatz wie ein älterer Bruder von Julius und Moritz Wiggers aussah – aber dieser Eindruck war wohl vor allem dem Wein geschuldet. Auch sein Haar war ergraut, allerdings trug er nur einen Schnurrbart. Obendrein war er furchtbar mager und wirkte – was sollte man sagen – etwas vertrocknet. »Der härteste Hund unter Mecklenburgs Reaktionären! Wenn man bedenkt, dass er einmal der Jenenser Urburschenschaft angehört hat!«

»Vom Tyrannenfresser zum Tyrannenknecht, eine deutsche Karriere«, bemerkte Moritz sarkastisch.

Vermutlich hätte man sich noch weiter über den Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Justizminister Wilhelm von Schröter verbreitet, dem auch die geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten unterstellt waren, wenn Hagedorn nicht den Nachtsch serviert hätte. Auch Reuter hatte seine Erfahrungen mit dem jetzigen Minister machen müssen, als Student in Jena nämlich, wo er im Sommersemester 1832 bei von Schröter Römisches Privatrecht gehört hatte. Zunächst hatte ihm der Professor Aufmerksamkeit und Fleiß testiert, doch im Wintersemester hatte Reuter die Collegia über die Pandekten nur selten besucht. Oberappellationsrat von Schröter hatte ihn brieflich zum Vorlesungsbesuch aufgefordert und sich schließlich an Reuters Vater in Stavenhagen gewandt, dem er mitteilte: Das Semester sei für den Studiosus iuris Heinrich Ludwig Christian Friedrich Reuter verloren. Diese Denunziation hatte ihm Reuter lange übelgenommen, obgleich sie wohl wirklich gutgemeint war; der ehr-

lich besorgte von Schröter hatte dem Bummelstudenten auf die Sprünge helfen wollen.

Beim Dessert handelte es sich um eine eiskalte Süßspeise von körniger Konsistenz, die Hagedorn als eine Art sizilianisches Sorbet namens Granita bezeichnete. Sie wurde in beschlagenen Kelchgläsern kredenzt, aber viel wichtiger fand Reuter, was der Wirt noch brachte: die Spirituosen. Zunächst stellte er eine Flasche des Doppelkümmels aus der Brennerei Lorenz, der unter dem Namen Rostocker Koem weitbekannt war, auf den Tisch, dann folgte eine viereckige dänische Aquavitflasche. Beide Flaschen waren ebenfalls beschlagen, Hagedorn musste also einen Eiskeller haben.

Reuter wollte danach fragen, wurde aber abgelenkt, da Doktor Burmeister einen Toast auf den Emeritus Türk ausbringen wollte. Dazu hob er ein mit Aquavit gefülltes Glas.

Alle folgten seinem Beispiel.

Das Lebenswasser wärmte Reuter Brust und Magen und ließ recht schnell, zumal nach den bereits genossenen Weinen, einen angenehmen Nebel im Hirn aufsteigen, aber das hätte ein Koem natürlich auch bewirkt.

Interessanterweise wollte Burmeister gleich einen hinterher trinken, um den dänischen und den deutschen Kümmelschnaps miteinander zu vergleichen.

Reuter war es nur recht. Er spürte, dass sich hinter Burmeisters Ansinnen das antidänische Ressentiment verbarg, das viele Deutsche teilten und das sich an der Zugehörigkeit von Schleswig-Holstein zu Dänemark entzündete. Im Übrigen fand er am Koem Gefallen ...

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns über Ihre Bewertung im Internet!

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://www.dnb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten, Reproduktionen, Speicherungen in Datenverarbeitungsanlagen, Wiedergabe auf fotomechanischen, elektronischen oder ähnlichen Wegen, Vortrag und Funk – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung des Verlages.

© Hinstorff Verlag GmbH, Rostock 2019

1. Auflage 2019

Herstellung: Hinstorff Verlag GmbH

Lektorat: Henry Gidom

Titelbild: Original von Friedrich Miede, Rostock 1884

(Reproduktion von Wolfhard Eschenburg),

Sammlung des Heimatmuseums Warnemünde

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-356-02250-6

